

Gastkolumne

Wer holt die Goldmedaille im Kampf gegen die Seuche?

Die Bekämpfung der Pandemie ist zum Wettkampf der Nationen geworden. Die Folge: Was sich nicht messen lässt, zählt nichts



Caspar Hirschi

In zwei Wochen hätte die Sommer-Olympiade begonnen, wäre nicht die Corona-Olympiade dazwischengekommen. Zum Glück wurden die Wettkämpfe in Tokio abgesagt, denn was wir derzeit am Bildschirm serviert bekommen, ist ungleich spektakulärer. Wir erleben globale Seuchenbekämpfung, inszeniert als Nationenwettkampf. Uns wird nicht Unterhaltung fürs Sommerloch geboten, sondern eine Reality-Show fürs ganze Jahr. Anstatt Sprints und Sprünge werden Ansteckungen und Tode gemessen, statistisch aufbereitet für jedes Land. Das olympische Motto «Dabei sein ist alles» erhält endlich seine volle Bedeutung: Selbst wer nur vor dem Fernseher sitzt, ist mitten im Geschehen.

Der Begriff der «corona olympics» tauchte Mitte Mai in den Kommentarspalten eines amerikanischen Nachrichtensenders auf, als sich ein Zuschauer darüber wunderte, dass der Moderator wie ein entsetzter Sportreporter das Abschneiden der Vereinigten Staaten in der Pandemiebekämpfung kommentierte. Der Fernsehmoderator hatte sich bei einer Website (endcoronavirus.org) bedient, die den Stand des Corona-Rennens unter dem Titel «Some are winning, some are not» live überträgt. Erfasst sind über hundert Nationen, die aufgrund der Entwicklung ihrer Fallzahlen in «winning», «nearly there» und

«need action» abgestuft werden. Als «Gewinner» erscheinen Staaten wie Island und Liechtenstein, die das Ansteckungsgeschehen so stark eingedämmt haben, dass die Kurve der Fallzahlen einem umgekehrten V gleicht. «Fast angekommen» sollen jene Länder sein, bei denen die Kurve nach unten zeigt oder, wie im Fall der Schweiz, von unten wieder leicht nach oben weist. «Massnahmen brauchen» derweil Nationen wie Venezuela und die USA, in denen die Zahlen stark steigen oder auf hohem Niveau verharren.

Angesichts der Klassifikationen könnte man meinen, das Rennen stehe schon in der finalen Phase. Fehlt nur noch die Ankündigung der Dopingkontrolle, die das olympische Sündenregister Russlands und Chinas um den Tatbestand der Corona-Daten-Schummelei erweitern würde. An der Corona-Olympiade wird nicht nur mit falsch geeichten Instrumenten gemessen, auch die Ziellinie lässt sich beliebig verschieben.

Es wäre ein Leichtes, sich über die Absurdität der Nationenwertung lustig zu machen, würde sie nicht auf die Spitze treiben, was die Corona-Politik im Kern ausmacht. Sie ist das Resultat eines beständigen Vergleichens und Verarbeitens von täglich aktualisierten Daten, an erster Stelle jene zu den bestätigten Ansteckungen und Todesfällen. Die Daten erzeugen den Eindruck einer Echtzeitverfolgung des Pandemiegeschehens, obwohl Politikerinnen, Journalisten und erst recht Expertinnen wissen, dass wir mit ihnen nur einen kleinen Ausschnitt dessen sehen, was das Virus und seine Bekämpfung in der Gesellschaft anrichten. Wir erleben zum ersten Mal die Illusion, dass ein gesellschaftliches Geschehen direkt zur Statistik gerinnt und diese ebenso direkt ein

“
Wären täglich aufbereitete Konjunktur- und Arbeitslosendaten Teil der Corona-Olympiade, sähe die Pandemiepolitik anders aus.

politisches Steuerungssignal aussendet. Corona erscheint wie der Tagtraum aller Technokraten.

Die Dominanz des tagesaktuellen Datenvergleichs hat zur Folge, dass alle Auswirkungen der Pandemie, die sich nicht sofort quantifizieren lassen, in den Hintergrund treten. Was sich nicht unmittelbar in Zahlen ausdrücken lässt, zählt nichts. Dieses Gesetz setzt sogar einer quantifizierenden Wissenschaft wie der Ökonomie zu. Anders als die Epidemiologie ist es ihr nicht möglich, den Gang des volkswirtschaftlichen Geschehens in Echtzeit zu simulieren. Wären täglich aufbereitete Konjunktur- und Arbeitslosendaten Teil der Corona-Olympiade, sähe die Pandemiepolitik anders aus.

Warum aber reduziert die Statistik ein globales Ereignis zu einem Wettlauf der Nationen? Die Antwort darauf liegt in ihrer Geschichte. Die Statistik wandelte sich im 19. Jahrhundert von einer beschreibenden zu einer zählenden Wissenschaft. Wegweisend dabei war das Versprechen, den jungen Nationalstaaten objektive Anhaltspunkte zu geben zur Frage, welchen Rang sie in der Konkurrenz mit anderen Nationen einnehmen. Zu diesem Zweck veranstalteten Pioniere der modernen Statistik internationale Kongresse, auf denen sie sich über einheitliche Methoden und Kenngrössen verständigten. Die Statistik stellte als eine der ersten Wissenschaften internationale Standards auf - und heizte mit ihnen das nationalistische Wettkampffieber an. Mit der Corona-Olympiade, die derzeit die Welt in Atem hält, findet sie zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurück.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Toggenburger Gericht fällt Skandalurteil



Felix E. Müller

Einem Mörder kann in der Schweiz nichts Besseres geschehen, als dass über seinen Fall gross berichtet wird. Das Kreisgericht Toggenburg gewährte jedenfalls dieser Tage einem Stricher, der ein Toggenburger Dorforiginal grausam umgebracht hatte, mit dieser unglaublichen Begründung eine Strafminderung.

Es handelt sich dabei nicht um einen Ausreisser eines erratischen Richters. Das Bezirksgericht Brugg etwa urteilte vor einiger Zeit im Falle eines Sexsadisten gleich. Dabei enthielten die Artikel jeweils keine groben Fehler. Nein, der gnädige Richter im Toggenburg sprach es offen aus: Für seinen Geschmack wurde einfach zu viel über den Fall geschrieben. Aus diesem Grund kommt nun ein Mörder früher frei, als aus juristischen Gründen angezeigt wäre.

Die Abneigung mancher Richter gegenüber Journalisten ist eine bekannte Tatsache - sensationslüstern seien diese und juristisch ungebildet. Das mag vereinzelt gar zutreffen. Aber die Medien abzuwatschen, indem man Täter milder bestraft, ist der falsche Weg, um diesem Problem zu begegnen. Vermutlich verfolgen manche Gerichte aber noch ein anders Ziel, nämlich sich die Medien so generell vom Leib zu halten. Diese sollten davon abgebracht werden, über Missstände an den Gerichten zu berichten. Dass es diese durchaus gibt, zeigten jüngst verschiedene Affären im Bundesgericht, im Bundesstrafgericht oder im Kantonsgericht Graubünden.

Ein funktionierender Rechtsstaat ist das höchste Gut eines Staates. Man müsste also mehr über das Kreisgericht Toggenburg und dessen Präsidenten sowie über dessen Urteile schreiben, nicht weniger. Und über alle anderen Gerichte auch, ohne dass dann noch mehr Mörder oder Sexsadisten mit mildernden Strafen davonkommen und zu früh wieder entlassen werden.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Was man von kleinen Schwestern lernen kann



Nicole Althaus

Es gibt wenig Rollen, die man sich heute im Leben nicht aussuchen kann (sogar als Frau), und ganz sicher keine, mit der man länger klar kommen muss, als die, wenn man Schwester wird. Vielleicht ist sie deshalb so prägend.

Hätte ich vor fünfzig Jahren die Möglichkeit gehabt, ich hätte die Rolle samt der kleinen Schwester wieder abgegeben. Mehr als einmal. Um ehrlich zu sein, mindestens einmal täglich in den Kinderjahren. Was ging sie mir auf den Wecker, diese kleine Schwester, die ständig brüllte und kränkelte, die nichts verstand und alles nachplapperte, die mir Mutter und Vater streitig machte, die Grosseßtern von mir ablenkte, mein Zimmer halbierte und meine Spielsachen. Gerade

deshalb hatte meine Schwester auf meine Familienplanung den grösseren Einfluss als Mann, Wohnverhältnisse, Finanz- und Jobsituation zusammen. Sie ist der Grund, warum ich nach langem Werwissen doch noch einmal schwanger wurde. Auf keinen Fall wollte ich meiner Erstgeborenen vor enthalten, was meine kleine Schwester mir heute ist und was sie mir beigebracht hat:

Von kleinen Schwestern lernt man, was harte Konkurrenz ist. Das ist nützlich. Sie haben eine feste Rolle in der Familie, die ihnen so wenig gerecht wird wie den Grossen die ihre. Das ist tröstlich. Kleine Schwestern müssen mit denselben Genen klarkommen. In der Pubertät wie im Alter. Das verbindet. Sie teilen die guten Kindheitserlebnisse wie die traurigen. Das ist von unschätzbarem Wert. Zudem haben sie einen Kleiderschrank, den man plündern kann.

Kleine Schwestern machen einem lange alles nach, aber niemals etwas vor. Man will wissen, ob einem ein Mann guttut? Ob man den Bikini noch tragen kann, den Job wechseln soll oder den Nachwuchs verwöhnt? Schwestern sagen die Wahrheit klarer und deutlicher als ein frisch geputzter Spiegel.

Denn sie haben als Einzige weder Freundschafts- noch Liebesentzug zu fürchten. Von Schwestern lernt man, dass Teilen von der Last zur Lust wird, sobald man der Kindheit entwachsen ist. Weil man plötzlich Probleme teilt statt Privilegien. Sorgen und Ängste statt Ware und Platz.

Meine kleine Schwester ist der einzige Mensch, der weiss, wo man drücken muss, um mich innert Sekunden zum Lachen zu bringen. Oder zum Weinen. Sie brachte mir bei, dass man Menschen, die einem nahe stehen, für dasselbe verteidigt, für das man sie auch kritisiert. Egal, wie sehr ich mich manchmal über sie ärgere. Kommt der Giftpfel von einem Dritten, schmeisse ich mich ihm entgegen wie einst Winkelried sich den Habsburgern. Das war schon als Kind so. Sie stand Schmiere, erfand Ausreden und ist das beste Alibi. Auch heute noch. Es gibt Dinge, die nur Schwestern voneinander wissen. Das wird für immer so bleiben. Weil beide daran grösstes Interesse haben.

Meine Schwester wäre die Erste, die mich sofort aufnähme, wenn ich auf der Strasse stünde. Selbst wenn ich daran selber schuld wäre, sie mich gewarnt hätte und ihr Mann

“
Sie hat mich getröstet, als ich mir mit 15 vom Coiffeur eine Dauerwelle machen liess und aussah wie ein Albino-schaf.

dagegen wäre. Sie brachte mir ihren Teddy mit, als ich mit 6 im Spital lag, sie hat mich getröstet, als ich mir mit 15 vom Coiffeur eine Dauerwelle machen liess und aussah wie ein Albinoschaf. Sie lieb mir ihre nagelneuen Espadrilles für das erste und darum wichtigste Rendez-vous. Sie hat mitbekommen, wie meine beste Freundin den Buben küsste, in den ich unsterblich verliebt war, und stand neben mir, als unser Vater starb. Mehr Leben kann man nicht teilen.

Es gibt Dinge, die nur Schwestern verstehen. Das mag an den Genen liegen und an der gemeinsamen Vergangenheit. Ganz bestimmt liegt es daran, dass man sich die Rolle zwar nicht ausgesucht hat, sie aber um keinen Preis mehr zurückgeben würde. Schwestern verstehen sogar, wenn man Abstand braucht. Und bitten einen ohne grosse Vorwürfe hinein, wenn man unangemeldet wieder vor der Türe steht. Das ist wohl der Grund, warum die Beziehung trotzdem immer weitergeht. Auf die zweite Hälfte des Jahrhunderts, kleine Schwester!

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».